

Dr. med Franz Karl Stadlin, ein Erneuerer tierärztlicher Bildung

Autor(en): **Frauchiger, E. / Fankhauser, R.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Archiv für Tierheilkunde SAT : die Fachzeitschrift für
Tierärztinnen und Tierärzte = Archives Suisses de Médecine
Vétérinaire ASMV : la revue professionnelle des vétérinaires**

Band (Jahr): **111 (1969)**

Heft 3

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-588906>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Aus der Abteilung für vergleichende Neurologie der Universität Bern
(Prof. Dr. E. Frauchiger)

Dr. med. Franz Karl Stadlin, ein Erneuerer tierärztlicher Bildung

Von E. Frauchiger und R. Fankhauser

Unter keinem andern Druck als dem der sich wandelnden Verhältnisse und auch nicht als Kunst um der Kunst willen, sondern aus der Einsicht heraus, daß sich eine Kluft zwischen traditioneller Ausbildung und Wirklichkeit zu verbreitern droht, sind die tierärztlichen Fakultäten daran, ihre Programme und ihre Methodik zu überdenken. Es wird sich darum handeln, im Rahmen der äußern Möglichkeiten – die beschränkter sind, als gemeinhin selbst in Berufskreisen angenommen wird – Bewährtes mit Neuem zu verbinden, zum Wohle unseres Berufs und zur Bewältigung seiner Aufgaben, die er im Interesse des ganzen Volkes zu erfüllen hat (Hofmann 1946, Fey 1965). Diese Bestrebungen sind nicht ein esoterisches Problem der Fakultäten, sondern eminent praktisch und gehen deshalb in erster Linie auch die Standesorganisationen, voran die Gesellschaft schweizerischer Tierärzte, an. Die Anteilnahme, die von dieser gesamtschweizerischen Organisation erwartet wird, symbolisiert, daß die Aus- und Weiterbildung der Tierärzte auch ein gesamtschweizerisches Anliegen ist, wenngleich sie nur von zwei Kantonen getragen wird. Nachdem diese von sich aus die baulichen Probleme großzügig gelöst haben, wäre es nicht unbillig, der besonderen Situation dieser Fakultäten bei der anlaufenden Bundeshilfe an die Universitäten Rechnung zu tragen. Die GST mit ihren mannigfachen politischen Verflechtungen wäre aufgerufen, hier ihren Einfluß geltend zu machen.

Die heutige Situation lädt dazu ein, Rückschau zu halten auf eine andere Zeit des Aufbruchs und Neubeginns, jene Jahre, in denen unsere tierärztlichen Schulen, die GST und das Schweizer Archiv für Tierheilkunde gegründet wurden. Nicht so sehr von der Zeit im allgemeinen soll aber die Rede sein, sondern von einer tragenden Gestalt, den meisten von uns bestenfalls dem Namen nach bekannt und in den letzten 50 Jahren nur einmal kurz gewürdigt (Joller 1963): Franz Karl Stadlin, Dr. med., Arzt und Wundarzt, von und in Zug.

Seine Zeit und sein Leben

Da auch große und starke Vertreter einer Epoche in Wissenschaft, Kunst oder Politik Kinder ihrer Zeit sind und bleiben, so läßt sich Stadlin in seinem Charakter, seinen Taten und Werken besser erfassen, wenn wir ihn in seine Zeit einbetten.

Er wurde am 24. Weinmonat 1777 in Zug geboren, also im Todesjahr Albrecht von Hallers (geb. 1708). Dieser Stern erster Ordnung in der experimentellen Medizin, insbesondere der Lehre vom Nervensystem (Irrita-

bilitas, Sensibilitas), war noch stark in der oligarchisch regierten Stadt und Republik Bern verhaftet. An den weiten Gestaden des Lémans spielte sich damals im kleinen ab, was ganz Europa zu erschüttern anfang. Der barocke und konservative Haller, 1758 bis 1766 Salzdirektor mit Residenz in Roche, schaute mit scheelen Blicken über den See nach Ferney, wo der hochbegabte, aufklärerische Spötter Voltaire hauste. Die Aufklärung wollte für die Freiheiten des Volkes gegen den Absolutismus kämpfen, sie wollte zukunfts-freudig die Wissenschaften fördern und sie aus alten Banden lösen. In diesem Sinne war Stadlin ein Sohn der Aufklärung, einer Geisteshaltung, die schließlich in die Französische Revolution mündete.

Wie diese Revolution ausbricht, ist er noch Schüler in seiner Vaterstadt. Zum Priester bestimmt, kommt er an die Lateinschule zu Luzern, verläßt diese aber schon nach dreiviertel Jahren, ohne Sympathie für die vorgesehene Laufbahn, aber wohl auch ohne Sitzleder. Auf Anraten des Gönners Kaplan Landtwing gibt man ihn 1795 zu einem Chirurgus in Ibenmoos am luzernischen Lindenbergr in die Lehre, wo sein praktischer Gewinn mäßig, seine Charakterbildung schlecht und sein Lesehunger unstillbar sind. Nach 15 Monaten zurück im Elternhaus, verläßt er dieses bald, erreicht zu Fuß über Konstanz die Emigrantenarmee des Prinzen Condé in Freiburg im Breisgau, in die er als gewöhnlicher Soldat eintritt (November 1796).

Durch medizinische und Lateinkenntnisse auffallend, wird er bald zum «überzähligen Chirurgen» befördert, erkrankt aber an Typhus und liegt im Lazarett zu Staufeu. Halb genesen, wird er entlassen. «Eine rote Mütze auf dem Kopfe, einen ungeheuern Knotenstock in der Hand, mit einem grünen, abgetragenen Frack und langen, weißen Pantalons angetan, zog ich – halb gesund, halb krank – der Hauptstadt vom Breisgau zu ...» (Brief an Bernold, 1810). Nach weitem Wanderungen über Konstanz und Zug nimmt ihn im Frühjahr 1797 in Freiburg die österreichische Armee auf, der er bis Sommer 1801 angehört. Mit seinen Truppen macht er als Feldscher, dann Oberarzt viele Züge mit, wenn immer er aber in einer Universitätsstadt in Garnison liegt – so in Freiburg, Tübingen, Prag, Innsbruck und Wien –, widmet er sich dem Studium der Medizin, obzwar wohl in recht ungeordneter Weise. Diese eigenartige Verbindung von Wissensdrang und Zerfahrenheit des Soldatenlebens charakterisiert er selber am besten in dem Satz (Bosshard): «Man sah und traf mich wo den schlechtesten, aber selten ohne Buch; ich konnte thun wie der Schlechteste, aber er nicht wie ich; denn ich unterließ keine Lection, und durchbrachte ganze Nächte eben so gut bei Büchern als bei Trinkgelagen.» In Innsbruck veranlaßt ihn eine Liebschaft mit einer adligen Tochter – Nanette von Rudolphi – den Dienst zu quittieren, geregelt Medizin zu studieren und den Doktorgrad zu erwerben, was er 1803 mit einer übermenschlichen Anstrengung und in der Hälfte der üblichen Zeit auch erreicht, obschon die Treulose ihm inzwischen den Rücken gekehrt hat! In Zug beginnt er seine Praxis, die – anfangs aufblühend – bald aus mancherlei Gründen zurückgeht, so daß er am Rande des wirtschaftlichen Ruins steht.

Seine Kenntnisse in Chemie begünstigen ihn bei der Gründung einer Apotheke (Zum Schwert), die später an seine Schwäger übergeht. Vorübergehend (1814/15) ist er Mitglied des Sanitätsrates, versucht durch ein selbstverfaßtes Memorial dem öffentlichen Gesundheitswesen in der Innerschweiz zum Aufschwung zu verhelfen, aber ohne Erfolg. Durch seine vielen andern Tätigkeiten davon abgezogen, findet er schließlich nicht mehr zur ausübenden Medizin zurück. Im Jahre 1817 zum Kantonsrichter gewählt, setzt er seine Stimme «für das entschiedene Bewußtsein des Rechtes und der Billigkeit» (Bosshard) ein. 1819 wird ihm das Diplom der schweizerischen Geschichtsforschenden Gesellschaft in Bern verliehen. Im Mai 1820 kommt er in den Kantonsrat und übernimmt das Amt des Polizeidirektors: «... er war an seinem Platze» (Bosshard). Nach fünf Jahren geht dieses Amt in andere Hand über, Stadlin ersucht um Entlassung aus dem Rat, im Mai 1826 wird dem entsprochen. Nun gänzlich von der praktischen Medizin entfernt und seinen großen schriftstellerischen Plan (die «Topographie») enttäuscht aufgebend, betätigt er sich in seinen letzten drei Lebensjahren als ... Advokat. Nicht aus Neigung, bloßem Broterwerb zuliebe ergreift er dieses Geschäft, und er besorgt es nicht ohne Erfolg. Bosshard sagt, daß er «auch der schlimmsten Sache einen starken Schein von Recht zu geben» vermochte, was auf rein technischer Ebene noch heute eine Qualifikation sein mag. (Kaum kann man vermeiden, dabei an die Geschichte eines Großen der Veterinärmedizin – Cl. Bourgelats 1712–1799: vom Anwalt zum Gründer der Veterinärschulen! – zu denken!) Nachdem er im Sommer 1828 – zu ruhigerer Arbeit, denn auch jetzt hat er die schriftstellerische Tätigkeit nicht aufgegeben – auf sein Landgütchen außerhalb der Stadt sich zurückgezogen hat, überfällt ihn im darauffolgenden Winter die Krankheit (böartige Geschwulst), der er am 19. Heumonats 1829 im Alter von 52 Jahren erliegt.

Nach den Worten Bosshards war Stadlin «freisinnig im Übermaß», aber er war nicht einmal das, was man einen «Radikalen» nennen könnte. Er war kein Revolutionär, vielmehr ein Reformier, der Rechtlichkeit, Überliefertes und Gutes bewahren, aber mit den neuen Ideen erfüllen wollte. Irgendwie gemahnt eine Seite seines Wesens – bei aller sonstigen Gegensätzlichkeit – an die Gestalt Edmund Burkes (1729–1797): Evolution, nicht Revolution!, vielleicht ohne von diesem gewußt zu haben. Seine Verankerung im angestammten Volk, sein Hang zur Geschichte, zur Vergangenheit, zu Mythen und Sagen, gepaart mit der Liebe zu schriftstellerischem Wirken lassen erkennen, daß eine seiner geistigen Wurzeln auch in der aufkommenden Romantik gründete, worin hervorragende Ärzte und Naturforscher bedeutende Exponenten wurden. Genannt seien der an der Zürcher Universität wirkende Oken (gegen den allerdings Stadlin in der Einleitung zum 2. Band des Archivs scharf zu Felde zieht), der Dichterarzt Justinus Kerner mit seinen Berichten über Somnambule, Mesmer mit dem tierischen Magnetismus, der apollinische C. G. Carus oder schließlich der Schweizer Ignaz Paul Vital Troxler (1780 bis 1866), dessen Leben und Wirken

mehrere Parallelen zu Stadlin aufweist, obgleich Troxler eine breiter und tiefer angelegte Natur war mit dem Privileg, bis ins hohe Alter rüstig zu bleiben.

Troxler, im luzernischen Beromünster geboren und in eher ärmlichen Verhältnissen aufgewachsen, ließ schon früh seine außerordentlichen Begabungen erkennen. Mit 20 Jahren kam er nach Jena, wo der führende Romantiker Schelling lehrte und deutsches Geistesleben in höchster Blüte stand. Medizin war sein Brotstudium, Philosophie sein Lieblingsfach. Auch er kehrte auf Wunsch der Mutter in die Heimat zurück. Besondere Heilerfolge zogen ihm Bewunderung, aber auch den Neid der Fachgenossen zu. Als er es wagte, überlebte und schädliche Einrichtungen auf medizinischem Gebiet öffentlich anzuprangern, kam es – gleich wie bei Stadlin – zu einer Krise. Ein Haftbefehl der Regierung erging gegen ihn. Fortan wurde sein Leben unstet, äußerlich und innerlich. Nach Jahren Professor an der Universität Basel, mußte er gleich wie der von ihm hochverehrte Paracelsus die Stadt fluchtartig verlassen. Später wurde er Professor (der Philosophie) an der Universität Bern. Troxler hat ein «Archiv für Medizin, Chirurgie und Pharmazie» gegründet, nach dessen Vorbild Stadlin 1816 das «Archiv für Thierheilkunde» gestaltete. Während das Troxlersche Unternehmen nach wenigen Jahren einging, floriert das Stadlinsche heute noch.

In seinen jüngeren Jahren war der Zuger Arzt in seinen medizinisch-theoretischen Ansichten ein Anhänger des Brownismus, zu dem sich damals berühmte Ärzte bekannten. Später löste er sich davon: «... die brownische (Schule) ist vergessen, weil mit zwey Rechnungsspecies – mit Addition und Subtraction – die im Zersthören und Schaffen ewig thätige Natur nicht auszurechnen ist» (Einl. zu Arch., Bd. 2). Er neigte dann viel mehr zu Ansichten, die im Einklang mit denen der modernen Experimentalmedizin stehen (siehe später).

Der Schotte John Brown (1735–1788), eine hochbegabte, aber ganz labile Natur, hat ein eigenes medizin-theoretisches System aufgebaut. Durch aus Leyden zurückkehrende Mediziner hatte auch er vom großen Boerhaave gehört, dessen wohl bedeutendster Schüler unser Haller war, der eben seine *Elementa Physiologiae* mit den Befunden über das Nervensystem publiziert hatte. Brown veröffentlichte 1780 die *Elementa Medicinae*, worin er seine Erregungstheorie vertrat: nicht die «Nervenkraft» an sich sei das Entscheidende für die Entstehung einer Krankheit, sondern das «Zuviel» (Sthenie) oder «Zuwenig» (Asthenie), Zustände, die von äußern oder inneren Reizen abhängen (Gifte, Contagien, hohe Temperaturen, heftige Affekte). Der Brownismus war eine biologische Krankheitslehre, worin nicht mehr von Iatrochemie und -physik noch von Humoral- oder Solidarpathologie im alten Sinne die Rede war und die eine wertvolle Grundlage für die Praxis bot, an die sich auch Stadlin hielt. Wenn in den vergangenen Jahrzehnten die Lehren des Russen Speransky viel von sich reden machten, wonach der äußere Reiz nur Initiator, das Nervensystem aber Organisator der Krankheit sei, und wenn heute mit potentem pharmazeutischem Rückhalt «Von der Emotion zur Läsion» propagiert wird, so ist das Brownismus in etwas anderem Gewande.

Natürlich glaubten einige der romantisch und naturphilosophisch geschulten Ärzte mit ihren neuen Theorien den Brownismus überwunden zu haben, bis auch sie durch die sich ankündigende moderne Medizin mit ihrem unbedingten Glauben an das Experiment an die Wand gedrückt wurden.

Bei der Betrachtung von Stadlins pharmazeutisch-chemischer Tätigkeit, die sich offenbar recht erfolgreich anließ, solange er mit ganzem Eifer bei der Sache war («Ich... hatte im ersten Jahr über 3000 Gulden Einnahme») und «Wir wollen direkte von dem Herrn Oberlin in Möls [sic] unser Glas

beziehen, weil wir alle Jahr mehr als ein Fuder brauchen» – Brief an Bernold 1810; wem lacht da nicht das Herz im Leibe?!), taucht eine andere, ihm recht verwandte Ärztefigur auf, Johann Friedrich von Herrenschiwand (1715 bis 1798), der auch an einem See, dem von Murten, praktizierte und der eine Zeitlang durch sein Wurmmittel (*Extractum filicis*) fast weltberühmt war. Auch er hatte in seiner Jugend in fremden Heeren und bei fremden Herren gedient. In Polen, wo er am Hofe des Königs als Berater tätig war, verfaßte er ein Memorandum zur Begründung einer Medizinisch-ökonomischen Akademie, in die das Veterinärwesen mit einbezogen sein sollte, Ideen, die ihn später auch mit Haller verbanden (Jenzer 1967).

Stadlins Werk

Die anfänglich florierende *Arztpraxis* litt recht bald aus Gründen, die er teilweise selbst schildert. Anscheinend hatten ein paar gute Zuger Häuser heiratsfähige Töchter für ihn bereit, er aber verband sich – Liebe auf den ersten Blick – mit der verarmten Pauline Utiger, Tochter eines einstigen Obristen in piemontesischen Diensten. Sie schenkte ihm 12 Kinder, von denen 3, darunter der erstgeborene Sohn, früh starben. – Leidenschaftlich trat er für die Pockenimpfung ein – in der Republik Zug mit ihrem «exceedingly complicated government», wie sich der höfliche Engländer Coxe 1789 äußerte, noch verpönt –, impfte wohlfeil oder umsonst, druckte und verteilte auf eigene Kosten eine Broschüre. Nicht nur wurden einzelne Stellen daraus von bigotten Kreisen als religionsfeindlich verschrien; der Ton war, wie meist bei Stadlin, heftig und aggressiv. Das damalige Gesundheitswesen nennt er eine «Schande der Nation» und sagt, daß in dieser Hinsicht «der Hottentotte weit über uns steht». Im Jahre 1805 scheint er vor dem Geldstag zu stehen, muß zu Wucherzinsen borgen und kann «groschenwertige Briefe auf der Post nicht mehr lösen.»

Die drei Beiträge in Dr. Troxlers Archiv zeigen, daß sein Interesse stark in Richtung Volksaufklärung und Präventivmedizin, also durchaus modern orientiert war: Über das Verderbnis der Zähne, über die Brüche, die Bedeutung der Menstruation.

In manchen seiner Arbeiten erweist er sich als Animator einer vergleichenden Betrachtungsweise, so in jener über die Lungenseuche 1816 (*Pleuropneumonia contagiosa bovum*), wo er klinische und autoptische Befunde (wenn auch wohl von heterogenen Dingen) bei Mensch und Tier einander gegenüberstellt, und in der über das «Tollwuthgift» 1826, wenn er das Forschen nach der Natur des Agens «eine Sache der comparativen Pathologie» nennt. Er befürwortet die Übertragung der «jetzt toten Doktrinen» der Heilkunde auf die Tiermedizin mit der Möglichkeit des «Experimentes an lebenden Subjekten», was der Humanmedizin unmöglich sei, und hält die Unterschiede zwischen Menschen- und Tierkrankheiten für bloß «zufällige».

Er begründete 1812 eine ärztliche Gesellschaft der Innerschweiz, verließ sie aber nach 4 Jahren enttäuscht, worauf sie rasch zerfiel. Seine Tätigkeit als Sanitätsrat und sein Kampf um die Verbesserung des öffentlichen Gesundheitswesens bliebe erst noch aus den gedruckten und handschriftlichen Quellen zu erschließen. In seiner Broschüre über das Lortzenbad (1820) zeigt sich tiefe Einsicht in die Kompliziertheit der Zusammenhänge zwischen krankem Menschen, physikalischer und chemischer Therapie, Umgebung und Heilwirkungen, d. h. ein natürliches Verständnis für das, was jetzt – wenigstens theoretisch – als «Ganzheitsmedizin» wieder en vogue ist.

Auf *tierärztlichem Gebiet* ist er ein Beispiel dafür, daß als mächtiger Anreger auch wirken kann, wer nicht selber im Fach praktisch tätig und beschlagen ist (was aus gewissen Stellen hervorgeht, so etwa wenn er die Torsio uteri – den damaligen Praktikern bekannt – in Zweifel zieht). Er hatte aus dem Verkehr mit Tierärzten, Landleuten und Behörden die bedenkliche Rückständigkeit des Faches erfahren. Zugleich erkannte er dessen potentielle ökonomische Bedeutung, da damals insbesondere in den ländlichen Kantonen der Viehstand wichtigster Wirtschaftsfaktor war. Es zeigt sich auch hier, daß vom Beginn unserer schweizerischen tierärztlichen Geschichte weg die Buiatrik als vordringliches Gebiet gefördert wurde. Er bemüht sich, den Tierärzten, die ein recht geringes Ansehen genossen, Standesbewußtsein einzuflößen, sagt ihnen, daß sie «Strebebweiler des Wohlstandes» sein können.

Sein Hauptverdienst um den tierärztlichen Stand unseres Landes ist, daß er – wohl vor Meyer und Suter – die Initiative zur Gründung der Gesellschaft ergriff, aus der sich unsere GST entwickelte. Sein Ziel war Hebung und Sicherung von unseres Landes Reichtum (ein dringendes Anliegen in den Hunger- und Seuchenjahren während und nach den Napoleonischen Kriegen) über die Gesunderhaltung und Verbesserung des Viehbestandes. Das geeignetste Mittel dazu schien ihm – neben einer fortschrittlichen gesetzlichen Ordnung der Seuchenbekämpfung – die Hebung des tierärztlichen Berufes durch Verbesserung des allgemeinen und fachlichen Bildungsniveaus. Dies glaubte er vor allem durch «gegenseitige Mittheilung» und «wechselweise Belehrung» sowie durch den Zugang zu guter Fachliteratur erreichen zu können (Programm vom 13. Juni 1813). Wenn auch mehrfach von patentierten Tierärzten die Rede ist, so meint dies vorerst keineswegs akademisch geschulte. Die meisten damaligen Tierärzte waren in eine «Lehre» gegangen, besaßen einen «Lehrbrief» und ein «Patent» der lokalen zuständigen Behörde. Eine strikte Forderung Stadlins nach akademischer Ausbildung findet sich zwar nicht, wohl aber der Hinweis, daß er dieser den Vorzug gab (siehe später). Im Gegenteil glaubte er, in den Tierärzten manche glücklichen Voraussetzungen zu erblicken: «Die Reinheit der Beobachtungen, und die Wahrheit des Vortrags, welche Veterinär-Aufsätze auszeichnen, wird (im allgemeinen) in ärztlichen Relationen vermißt» (Einl. zu Bd. 2 des Archivs). Er rühmt gleichen Orts die «scharfe, bis ins kleinste gehende Detaillierung der Umstände» und den «ächten, in Erfahrungen gereiften hippokratischen

Geist». Die Befruchtung dieses guten Bodens mit dem Samen der Wissenschaft und Bildung schien ihm wohl der beste Weg, um Praxis und Theorie «in ihrem Verein zu einem harmonischen Ganzen steigern» zu können. Die Enttäuschungen blieben nicht aus; im 1. Band des Archivs stehen die Sätze: «Unsere Thierärzte sind Männer der Erfahrung, welche ihre Lehren mit großem Geschick in der Praxis anwenden, die meisten sind rohe, unwissende Menschen, deren ganze *Materia medica* in einigen Salzen, Salben und Kräutern besteht, die sie auf ihrer ewigen Jagd Land auf, Land ab, in allen vorkommenden Krankheiten aus ihrem Bündel an den Mann bringen, das Übrige dem lieben Gott und dem Zufall überlassen. Eine erfreuliche Ausnahme machen einige akademisch gebildete Tierärzte.» Wir können uns heute dazu beglückwünschen, daß wir seit Generationen alle zu diesen «erfreulichen Ausnahmen» gehören; daß die Probleme allgemein, von der Praxis und den Schulen, erkannt werden, das Bewußtsein wach ist, daß wir nur bestehen können, wenn wir an der Front der Entwicklung und des Wissens bleiben; oder anders ausgedrückt: es wäre die Situation anderthalb Jahrhunderte später um nichts besser, müßten wir bloß «Salze, Salben und Kräuter» durch «Antibiotika, Kortikosteroide und Vitamine» ersetzen.

Daß Stadlin mit seiner Gesellschaft bald allerhand Schwierigkeiten hatte, lag nicht nur an der Geisteshaltung und Rückständigkeit vieler Mitglieder, sondern auch an seiner kompromißlosen, keine Rücksichten kennenden Art, die wohl ganz allgemein verantwortlich war für sein «durch mannigfaltige Schicksale verkümmertes, durch schwere Berufsgeschäfte nicht selten getrübttes Leben» (Eröffnungsrede 1814, bei Rubeli 1913). Ein paar Ausdrücke aus dieser Rede, gehalten in Bünzen, Aargau, zeigen den Stil nur zu deutlich: schändliches Benehmen; nichtigste Vorwände; unbegreifliche Gleichgültigkeit; geistesarme oder boshafte Menschen; Trägheit; hirn- und geistlose Menschen!

Nicht zimperlicher äußerte er sich gegen Behörden, und es ist wohl denkbar, daß manche seiner Ideen über das Sanitätswesen, konzilianter verfochten, auf geneigtere Ohren gestoßen wären. Wenn Stadlin den Medizinern Befangenheit in Theorien und Schulmeinungen vorwirft, so zeigen einzelne seiner Schriften (so jene über die Lungenseuche 1816), daß er selbst davon nicht frei war. Die spekulativen Gedankengänge sind für uns Heutige kaum genießbar. Doch findet er immer wieder zur Grundhaltung des unvoreingenommenen Beobachters zurück, was ihn so zeitnah macht: «Keine richtige Beobachtung, keine mit Liebe und Gefühl für Wahrheit angestellte Erfahrung geht für die Menschheit verloren» (Einl. zu Archiv Bd. 2). Er verurteilt die Haltung, welche «das Raisonement höher als das Experiment, die Speculation besser als die Thatsache, und das Kauderwelsch der Sekte vorzüglicher als die einfache Sprache eines Berichterstatters» achtet (ebenda). Sein Credo konzentriert sich in den Sätzen: «Der Gläubige untersucht nicht, dazu ist er zu dumm oder zu bequem, der Glaube macht ihn selig, und um diesen Preis gibt er seine Vernunft gefangen; der Ungläubige untersucht auch

nicht aus Eitelkeit, aus Mode, aus Verliebtheit in seine Systeme. Was ist zu tun? Sich erst zu überzeugen, ob das Faktum wirklich wahr sei oder nicht.» (Redaktionelle Bemerkung, Archiv Bd. 1.)

Von einer klaren Konzeption spricht seine Schrift über die «Löserdürre oder Rindviehpest» (1814). Neben einer allgemeinverständlichen Schilderung der Symptome wird hier den Landleuten das Wichtigste zur Bekämpfung der Seuche eingehämmert: die Pflicht zur peinlichsten Beobachtung der Tiere bei Seuchengefahr; die Verwerflichkeit des Verheimlichens (nach 150 Jahren noch nicht von allen begriffen!), also die Meldepflicht an patentierten Tierarzt und Gemeindebehörde; die Absonderung; das Einstellen jeglichen Vieh- und Personenverkehrs; die Warnung vor Pfuschern mit ihren angeblichen Vorbeuge- und Heilmitteln: «Die einzige Rettung ist, daß man die Ansteckung verhindere.»

Andernorts (Archiv, Bd. 1, 1816) äußert er bemerkenswerte Ansichten über Tierzucht und -haltung, verurteilt den Verkauf der besten Tiere außer Landes als kurzsichtige Fehlspekulation, prangert die üblen Stallverhältnisse mit Mangel an Licht und Luft, viel zu hoher Temperatur und Feuchtigkeit an. Ein hoffnungsloser Theoretiker war er also wohl nicht.

Kaum bleibt hier der Raum, die mannigfachen andern Seiten von Stadlins Wirken und Werk auch nur zu skizzieren. Ihr Niederschlag findet sich teilweise im gedruckten literarischen Nachlaß (auf dessen zwei Jugendsünden, die «Idda von Toggenburg» [1800] und die «Wiedereroberung von Zürich» [1802], wir nicht einzugehen brauchen), zu einem erheblichen Teil aber noch unausgeschöpft in etwa 25 Manuskriptbänden, welche die Stadtbibliothek Zug aufbewahrt. Er muß eine große Stein- und Mineralsammlung, ein Herbar selbst zusammengetragen haben («mit unsäglicher Mühe, oft mit Lebensgefahr in Abgründen und auf himmelhohen Firnen gesucht»; Brief an Bernold 1816) und baute sich eine Bibliothek von etwa 4000 Bänden auf. Er machte meteorologische und klimatologische Studien, nahm eine Seekarte des Zugersees mit eigenhändigen Tiefenmessungen auf, trieb geschichtliche, genealogische, sprachliche, wirtschaftliche Forschungen. Er förderte die Entwicklung der Zuger Stadtbibliothek, gründete den sogenannten Zeitungssaal, einen (kurzlebigen) Lese- und Bildungszirkel politischer Färbung, wirkte nachhaltig für die Reform des Armenwesens. (Eine seiner Töchter, Josefine Zehnder-Stadlin, geb. 1806, wurde Erzieherin, Erziehungsschriftstellerin und Herausgeberin von Schriften Pestalozzis.)

Neben vier Beiträgen in Dalps Ritterburgen der Schweiz und zwei Aufsätzen im Schweiz. Geschichtsforscher begann er die Früchte seiner Studien in einem breit angelegten Werk, der «Topographie des Kantons Zug», niederzulegen. Der Plan blieb Fragment. Nach dem ersten, geschichtlichen Teil resignierte Stadlin, doch bleiben auch dessen 4 Bände mit über 1700 Seiten eine erstaunliche Leistung. Stadlin ist bisher nur einmal (Meyer 1914) kurz als Historiker gewürdigt worden; wie wir glauben, nicht in dem Maße und Sinn, wie er es verdiente. Wie die andern drei Teile der «Topographie»

(Geographie und Physik, Naturgeschichte, Synthese) blieben viele seiner Pläne – die sich offenbar in seinem turbulenten Geist überstürzten – liegen: er wollte (Brief an Bernold 1815) ein Werk über das Wallis (Schiner, Sion 1812) aus dem Französischen übertragen, Biographien berühmter Zuger, ein Idiotikon der Zuger Mundart, eine Beschreibung der innerschweizerischen Burgen verfassen, wozu er umfangreiche Vorarbeiten betrieb...

Wenn Göttinger (1891) ihn weder einen besonders begabten noch einen besonders gebildeten Mann nennt, so mag beides in gewisser Hinsicht seine Berechtigung haben. Er nahm es oft mit der historischen Akkurateesse nicht besonders tragisch, leistete sich ergötzliche Naivitäten (so wenn er Helvetii von der – bei Bibracte – verlassenen Kinder Notschrei «Hilf Ätti!» herleitet), und seine Handhabung des Deutschen ist selbst für die damalige vordudensche Zeit recht großzügig. Aber gerecht wird man ihm mit diesem Urteil nicht. Sein (einziger und zeitgenössischer) Biograph Bosshard sagt, daß «überhaupt Stadlin den Ausdruck sorgfältig abzuwägen in Worten so wenig als in Handlungen verstand».

Nach seinem ganzen Vorleben war er eine Art Wildwüchsling, ein Kind seiner unruhigen Zeit, aber von fast renaissancehafter Farbigkeit und Eigenständigkeit. Sein ungeändertes, wenig kultiviertes und ungeschliffenes Wesen bildet gleichsam ein Gestrüpp, aus dem das Dornröschen seines wahren Wesens, Könnens und seiner bleibenden Leistung noch zu befreien bleibt.

Seine Gründung der Gesellschaft schweizerischer Tierärzte – die mit anfänglich vielen ärztlichen Mitgliedern, Ärzten als den vier ersten Vorsitzenden, Ärzten als Redaktoren des Archivs über die ersten zwei Jahrzehnte ein hoffnungsvolles Gremium vergleichender Medizin gewesen zu sein scheint – soll für uns Verdienst genug sein. Dies ist an den Jubiläen der GST auch immer gewürdigt worden. Sein Bild als Mensch in der ganzen Fülle bleibt noch zu entdecken. Es muß dies eine verlockende Aufgabe sein, denn viele Facetten leuchten schon bei flüchtiger Betrachtung auf: Glaube («ich betete in kindlichem Vertrauen und ward erhört»), gepaart mit frischer Skepsis (1712 wurde gegen die Maikäfer von Füssen / Allgäu her der wunderbare Magnusstab gebracht: «wirksamer mag die Verordnung gewesen seyn, die Käfer zu fangen»); Sinn für dichterisches Pathos («die Flammentonlaune») und für Humor («das Buch füllt seinen Posten auf der Toilette wie im Schrank des Gelehrten»); den Lebensgenüssen zugeneigt («die Stunden genieße ich auf meinem Tibur¹, an meinem Bach» und «der Trunk potenziert uns aus dem vegetativen in das geistige Leben hinüber») und vor allem – vielleicht oft und aus eigener Schuld enttäuscht – dem «schwelgerischen Genuß der Freundschaft mit den edelsten Männern Teutschlands und der Schweiz».

Zusammenfassung

Es wird eine skizzenhafte Lebensbeschreibung von Dr. Franz Karl *Stadlin* (1777 bis 1829), Arzt und Wundarzt in Zug (Schweiz), gegeben, und die Bedingtheit seines Wesens

¹ Antiker Name von Tivoli.

und seiner Leistung durch die damalige Zeit (Aufklärung – Französische Revolution – Romantik) gezeigt. Stadlin war der wichtigste Initiator zur Gründung der Gesellschaft schweizerischer Tierärzte (1813) und des «Schweizer Archivs für Tierheilkunde» (1. Band 1816). Er war der erste Präsident der Gesellschaft und erster Redaktor des Archivs. Eine gründliche biographische Bearbeitung dieser kraftvollen und farbigen Persönlichkeit wäre sehr erwünscht.

Résumé

Les auteurs esquissent une biographie du Docteur Franz Karl *Stadlin* (1777–1829), médecin et chirurgien à Zoug (Suisse) et ils démontrent l'influence de l'époque (siècle des philosophes – révolution française – période romantique) sur sa personnalité et sur ses travaux. Stadlin était le promoteur le plus actif pour fonder la Société des Vétérinaires Suisses (1813) et pour créer les «Archives Suisses de Médecine-Vétérinaire» (1816). Il fut le premier président de la Société et le premier rédacteur des Archives. Il serait souhaitable de procéder à une révision profonde de la biographie de cette personnalité marquante et haute en couleurs.

Riassunto

È descritta in forma schematica la vita del Dr. Franz Karl *Stadlin* (1777–1829), medico e chirurgo a Zugo (Svizzera), la dipendenza del suo essere e della sua opera dalle condizioni di allora (illuminismo, rivoluzione francese, romanticismo). Stadlin fu il più importante iniziatore per la fondazione della Società dei veterinari svizzeri (1813) e dello «Schweizer Archiv» (primo volume apparso nel 1816). Egli fu il primo presidente della Società ed il primo redattore dell'Archiv. Un più profondo studio biografico di questa robusta personalità sarebbe molto desiderato.

Summary

The authors give a short biography of Dr. Franz Karl *Stadlin* (1777–1829), physician and surgeon at Zug, Switzerland. They try to show how the historical situation at the end of the 18th and the beginning of the 19th centuries (rationalism, French revolution, romanticism) influenced his thinking and work. Stadlin was the most important amongst the three founders of the Swiss Veterinary Association (1813), its first president, and he is also the founder and first editor of the "Schweizer Archiv für Tierheilkunde" (1st volume in 1816). This colorful and strong personality deserves an exhaustive biographical study.

Literatur

Belke I.: Ignaz Paul Vital Troxler. Sein Leben und sein Denken. Neue Dtsch. Forsch., Abt. Philosoph., Bd. 7. Berlin (Junker und Dünhaupt) 1935. – Bosshard J.U.J.: Doktor Franz Karl Stadlin. Eine biographische Skizze seinen Söhnen und Töchtern gewidmet. Brosch. Zug (B.J. Blunsi, Sohn) 1829, auch in Zuger Zeitg. Nr. 30, 24. Juli, und Nr. 31, 31. Juli 1829. – Burke Ed.: Reflections on the Revolution in France. Chicago (Gateway ed.) 1955. – Coxe W.: Travels in Switzerland in a Series of Letters to William Melmoth Esq. Vol. I. London (T. Cadell) 1789. – Fey H.: Veterinärmedizin und Volksgesundheit. Rektoratsrede. Bern (Haupt) 1965. – Götzinger E. (Herausg.): Briefe Stadlins an Bernold. Mitt. zur Vaterl. Gesch. XXIV; Dritte Folge IV, II. Hälfte. Aus den Papieren des Barden von Riva, 363–390. St. Gallen (Huber) 1891. – Gruber E.: Geschichte des Kantons Zug. Monograph. zur Schweizer Geschichte, Bern (Francke) 1968. – Hofmann W.: Entwicklung und Bedeutung der Tiermedizin. Rektoratsrede. Bern (Haupt) 1946. – Jenzer H.: Dr. med. Johann Friedrich von Herrenschwand. Ein Berner Arzt im 18. Jahrhundert. Bern (Francke) 1967. – Joller H.: Die Gründer der Gesellschaft Schweizerischer Tierärzte und ihre Zeit. Denkschrift zur 150-Jahr-Feier der Gesellschaft Schweizerischer Tierärzte, 1–7. Zürich (Orell Füssli) 1963. – Keiser H.A.: Verzeichnis der Schriften F.K. Stadlins. In: Die Zuger Schriftsteller. Beilage zum Jahresbericht der kant. Industrieschule in Zug, 1874–1875. – Meyer W.J.: Zuger Geschichtsschreibung in neuerer Zeit. Separatdruck aus Zuger Neujahrsblatt 1913/14. Zug

(W. Wyss) 1914. – Rubeli Th. O.: Die Geschichte der Gesellschaft. Denkschrift zur Jahrhundertfeier der Gesellschaft Schweizerischer Tierärzte 1813–1913; 1–184. Zürich (Orell Füssli) 1913. – Stadlin F. K.: I. Die Geschichte der Lungenseuche im Kanton Zug beobachtet im Jahr 1812; II. Über die Lungenfäule des Rindviehs; III. Über die Rindviehpest. Archiv für Tierheilkunde. Von einer Gesellschaft schweizerischer Tierärzte. 1, 105–168, 169–200, 201–255 (1816). Vorrede zum 2. Band; ebenda 2, 5–12 (1820). Über die Wirkungsweise des Giftes vom Bisse wüthender Thiere und über die Heilmittel gegen die Folgen dieses Giftes. Ebenda 3, 257–263 (1826). Für die andern Veröffentlichungen Stadlins siehe bei Keiser H. A. 1874–1875. – Wyss W. von: Edmund Burke, Denker, Redner und Warner. München (Callwey) 1966.

Im Text bedeuten die Abkürzung GST: Gesellschaft Schweizerischer Tierärzte, der Ausdruck «Archiv»: Schweizer Archiv für Tierheilkunde.

Herrn Dr. Hans Koch, Stadtbibliothekar von Zug, sei für seine freundliche Hilfsbereitschaft herzlich gedankt.

Ein Porträt Stadlins, das sich in zugerischem Privatbesitz befindet, ist wiedergegeben in H. Koch, «Zuger Köpfe», und übernommen in Joller, 1963.

Wird beim Rind die Trächtigkeit durch eine vorausgegangene Schnittentbindung beeinträchtigt? Von M. Vandeplassche, R. Bouters, J. Spincemaille und J. Herman. Zuchthyg. 3, 62–69 (1968).

In den Jahren 1950 bis 1967 wurden in der Klinik für Geburtshilfe und Fortpflanzung in Gent 2600 Kaiserschnitte beim Rind vorgenommen. An Hand einer großen Zahl kontrollierter Fälle wurden u. a. folgende Erhebungen über die Fortpflanzungstätigkeit nach Schnittentbindung durchgeführt:

Trächtigkeitsprozentsatz und -index:

Von 1875 Rindern und Kühen wurden nach der Operation nur 60% wieder belegt. Von 1089 Tieren waren genauere Angaben zu erhalten; davon wurden 78% wieder tragend. Der Prozentsatz für gesunde Rinder liegt in drei vergleichbaren flämischen Provinzen zwischen 86 und 88%.

Der Trächtigkeitsindex (ohne Berücksichtigung der nicht tragenden Tiere) lag mit 1,8 Besamungen pro Trächtigkeit wesentlich über dem normaler Kühe (1,5). Die Zwischenkalbezeiten waren verlängert.

Verlauf der Trächtigkeit:

Von 633 Fällen mit bekanntem Verlauf abortierten 9% (vorwiegend im 4. bis 6. Monat der Trächtigkeit). Von normalen und vergleichbaren Kühen verwarfen nur 2,8%. Der Unterschied ist hoch signifikant.

Anderes:

Bei 75 Rindern, die zweimal operiert worden waren, traten in 13,3% der Fälle emphysematöse Früchte auf, während im Gesamtmaterial (2600 Tiere) nur 6% beobachtet worden waren.

Bei 31 von den zum normalen Termin zum zweiten Mal operierten 73 Kühen lag ungenügende Zervixöffnung vor, während im Vergleichsmaterial in höchstens 20% der Fälle aus diesem Grund eine Schweregeburt verursacht worden war.

Bei 33% dieser 75 Tiere war der Uterus verwachsen, meistens mit dem Netz, zum Teil aber auch mit der kaudalen Bauchwand. Ungefähr dieser Prozentsatz wurde auch bei der rektalen Untersuchung von 152 Tieren 3 bis 9 Monate nach der Operation festgestellt. Die Trächtigkeitsquote bei 47 Tieren mit verklebtem Uterus war 57% im Vergleich zu 81% für 48 operierte Tiere ohne Verklebungen.

Der Erfolg des Kaiserschnittes hängt nicht nur von der Erhaltung des Muttertieres und der Frucht ab, sondern auch von der nachfolgenden Fruchtbarkeit. Die Aussichten für eine erhebliche Verbesserung der Fertilität nach Kaiserschnitt scheinen beim Rind jedoch ungünstig zu sein.

H. Kupferschmied, Neuchâtel